

Der alte Schade.

Geschichte und Sage.

Von Prof. Dr. Rudolf Bäumer.

Bierzig Jahre lang hat Schade in Anklam gelebt; damals gab es niemand, der ihn nicht gekannt und über seine Eigentümlichkeiten gelächelt oder auch manchmal gelacht hätte. Einige alte Leute erinnern sich seiner noch und wissen allerlei Schmurriges von ihm zu erzählen. Daß auch bei den Jüngeren die Erinnerung an ihn erhalten bleibt, dazu sollen die folgenden Ausführungen beitragen.

Dr. Eduard Schade war 30 Jahre alt, als er Ostern 1831 Rektor der höheren Bürgerschule in Anklam wurde und ihm zugleich die anderen Schulen der Stadt als Inspektor unterstellt wurden. Er stammte aus Sorau in der Niederlausitz, wo er am 24. November 1800 geboren war. Sein Vater, der dort als Prediger wirkte, hatte den hochbegabten Knaben längere Zeit selbst unterrichtet; schließlich erwarb dieser auf

dem Sorauer Gymnasium die Reife für die Universität. Nachdem er drei Jahre in Leipzig studiert hatte, kam er im 23. Jahre nach Greifswald und blieb dann Pommer bis an sein Lebensende. Nach Vollendung seiner akademischen Studien übernahm er die Erziehung des Grafen Gustav von Schwerin-Busow auf zwei Jahre und wurde sodann Ostern 1827 Lehrer am Gymnasium in Greifswald, von wo er vier Jahre später nach Anklam kam. Er bezog eine Dienstwohnung in der Brüderstraße, die heute Herr Rektor Zeglin innehat. Verheiratet war er mit Johanna von Bredow, die er wohl als Hauslehrer in Busow kennen gelernt hatte. Im Laufe der Jahre stellten sich sechs Kinder, zwei Knaben und vier Mädchen, ein.

Die Stätte seiner Wirksamkeit lag in unmittelbarer Nähe seiner Wohnung; es war die

alte Lateinschule an der Nikolaikirche, die jedem Anklamer bekannt ist. Hier entfaltete er eine ungemein vielseitige Tätigkeit, da er auf den verschiedensten Gebieten des Wissens zu Hause war; er unterrichtete Lateinisch, Griechisch, Französisch, Deutsch, Geschichte, Erdkunde und sogar Naturwissenschaften. Ob er es freilich verstanden hat, sein reiches Wissen den Schülern richtig zu übermitteln und ob er imstande war, eine Schule gut zu leiten, muß man leider bezweifeln, und das tat auch die Schulbehörde; denn im Herbst 1847, also vor nunmehr 75 Jahren, als die höhere Bürgerschule in ein Gymnasium umgewandelt wurde, trug man begründete Bedenken, ihn zum Direktor zu machen. Dies wurde vielmehr der Utmärker Albert Friedrich Gottschick; Schade mußte sich ihm als erster Oberlehrer unterordnen. Zwanzig Jahre lang bekleidete er diese Stellung; Ostern 1867 trat er in den Ruhestand und blieb nur noch Schulinspektor.

Aber während seiner ganzen Amtstätigkeit füllte die Schule die Zeit des fleißigen Mannes bei weitem nicht aus. Vorübergehend, vom 1. Januar 1847 an, war er auch Schriftleiter oder, wie es damals hieß, Redacteur des neugegründeten „Pommerschen Volks- und Anzeigensblattes“, aus dem die heutige Anklamer Zeitung hervorgegangen ist. Doch war diese Tätigkeit nur von kurzer Dauer; nach der Märzrevolution im Jahre 1848, bei der Schade seinen liberalen Neigungen allzu deutlichen Ausdruck gegeben hatte, wurde er von der Schriftleitung entbunden, nahm aber noch öfters Gelegenheit, in allerhand Eingefandts freimütig seinen fortschrittlichen Standpunkt zu vertreten.

In den späteren Jahren war er vielfach literarisch tätig. Teils allein, teils mit andern gemeinsam gab er den „Kinder- und Deutschen Dichtergarten“, die „Allemania“ und „Germania“ (Deutsche Lehrbücher), sowie das „Taschenbuch der Liebe, Freundschaft und Geselligkeit“ heraus, schließlich auch 1866 gemeinsam mit seinem Freunde Dr. Schmidt und dem Buchhändler Wilhelm Dieze, der sich den Schriftstellernamen Alfred von der Aue beigelegt hatte, die „Epithalamia, eine Sammlung von Dichtungen ersten und heiteren Inhalts zu Volterabend-Festen, silbernen und goldenen Hochzeiten“.

Diese geschickt zusammengestellten Gedichte offenbaren seinen Sinn für ein gemüthliches Leben in der Häuslichkeit, der ihm in hohem Maße

eigen war. Freilich hatte er in seiner eigenen Familie manches Ungemach zu erleiden; als schließlich im August 1870 seine geliebte Gattin starb, verlor er allen Lebensmut; bald erkrankte auch er und siechte an der Brustwassersucht dahin, seine Töchter Emma und Bertha pflegten ihn mit hingebender Treue; er selbst ertrug geduldig alle Beschwerden und Schmerzen, bis er am 14. Januar 1871 aus dem Leben schied.

Das sind die nackten Tatsachen seines äußeren Lebens, ein langweiliges Gerippe, das es mit Fleisch und Leben zu erfüllen gilt. Zur Geschichte soll sich die Sage gesellen. Was ist Sage? Fragt so ein Lehrer in der Schule, so erhält er sicherlich auch die kindliche Antwort: „Was nicht wahr ist.“ O nein, mein Junge; Sage kann gerade so wahr sein wie die Geschichte, vielleicht sogar noch wahrer. Die Sage ist es, die die Geschichte erst reizvoll und genießbar macht und gehört zu ihr ebenso wie zur Blume der Duft, wie zum Frühling der Vogelgeschall. Sobald man über die äußerlichsten Tatsachen eines Ereignisses hinausgeht, muß man sich an das halten, was die Menschen darüber sagen, das ist die Sage. Selbst der Augenzeuge tut, wenn er zu sagen beginnt, unbewußt aus seinem Eigenen hinzu. Noch viel mehr ist dies der Fall, wenn die Ueberlieferung von Mund zu Mund gegangen ist. Und man soll sich nicht einbilden, daß sich die Sage auf die alte Zeit beschränkt. Gibt es nicht auch schon Bismarck-, sogar Hindenburgsagen? Wer weiß, lieber Leser, ob nicht auch über dich selbst manche Sage umläuft. Wenn sie dir schließlich zu Ohren kommt, lachst du vielleicht selbst darüber und weißt wohl selber nicht mehr, was daran wahr und was falsch ist. Jedenfalls hören wir solche Sagen gern, ich meine natürlich die über andere Leute, und wenn sie über eine Persönlichkeit in großer Anzahl umlaufen, so geben sie von ihr vielleicht ein zwar einseitiges, aber sicher ein um so lebensvolleres Bild.

So steht es auch mit den Sagen vom alten Schade. Er lebt in der Erinnerung als ein ziemlich hagerer, etwas nach vorne gebeugter Mann von außergewöhnlicher Häßlichkeit. Die dürftigen Bartkoteletten, der breite Mund, das niedrige Kinn gaben seinem Gesicht etwas Affenartiges. Schon seine näselnde Sprache erregte Heiterkeit. Der Name seiner Gattin klang in seinem Munde wie „Sammchen“.

Aber trotz seiner abstoßenden äußeren Erscheinung hatte man Achtung vor seinem großen Wissen und seinem oft so schlagfertigen Witz.

Diesen zeigte er gleich bei seiner Ankunft in Anklam, als er noch nicht der „alte“ Schade, sondern erst dreißig Jahre alt war. Wie bereits erwähnt, kam er Ostern 1831 als Rektor an die höhere Bürgerschule; er trat an die Stelle von R. E. Th. Purgold. Bei der Einführungsfeier leistete sich einer den schlechten Witz: „Das pure Gold geht weg, und nachher kommt der Schade“. Aber Schade, der dies hörte, erwiderte schlagfertig: „Es ist nicht alles Gold, was glänzt; durch Schaden wird man klug“.

Auch sonst erzählt man Geschichten von ihm, die seine geistige Beweglichkeit zeigen. Als Schulinspektor war er Mitglied der Schuldeputation. Vor diese wurde einmal eine Frau geladen, die ihren Sohn hartnäckig vom Turnunterricht fernhielt. Der Beigeordnete Hermann Peters, der später (1873—1888) Bürgermeister wurde, leitete die Verhandlung: „Warum schicken Sie Ihren Sohn nicht zum Turnen?“ „Weil ich ihn so lieb habe; er soll nicht Arm und Bein brechen.“ — Da nahm Schade das Wort: „Frau, essen Sie gern Fische?“ „Ja, aber...“ Alles verwunderte sich über die unzeitige Frage. Schade aber sprach unbeirrt: „Wissen Sie denn nicht, daß in den Fischen Gräten sind? Die können Ihnen im Halse stecken bleiben, und Sie müssen ersticken“. „Das wird doch nicht gleich geschehen!“ „Dann wird Ihr Sohn auch nicht gleich Arm und Bein brechen“.

Viel, unendlich viel mußte man von seiner grenzenlosen Zerstreuung zu erzählen. Dabei war es kein Wunder, wenn er die Rangen in der Schule nicht im Zaume halten konnte. Dieser Uebelstand trat mit zunehmendem Alter immer mehr hervor. Bei keinem Lehrer erlaubten sie sich soviel Unfug wie bei ihm. Vor einer Stunde hatten sie einmal sämtliche Bänke verschoben. Mit Mühe turnte er zum Katheder und schrieb wutschnaubend den Tatbestand ins Klassenbuch. Erst dann stellte er eine Untersuchung an, um den Hauptschuldigen festzustellen, natürlich ergebnislos. Als die Stunde zu Ende war, stürzten sich die Schüler über das Klassenbuch. Und was stand da? „Als ich in die Klasse trat, waren sämtliche Bänke verrückt; der Haupttattäter war — Dr. Schade.“

Ein andermal stand bei seinem Eintritt in das

Schulzimmer ein Stiefel auf dem Lehrerpuff. Schade sagte triumphierend: „Den werden wir bald herausbekommen“. Er stellte sich vor dem Katheder, auf dem der Stiefel stand, auf, indem er diesem den Rücken zuwandte; sämtliche Schüler mußten aus den Bänken treten und im Gänsenmarsch einer hinter dem andern über das Katheder hin nach ihren Plätzen zurückwandern, aber siehe da, jeder hatte zwei Stiefel an. Schade war aufs höchste verwundert und sagte: „Ich begreife nicht, jeder hat zwei Stiefel an, und hier steht doch auch...“ Er wandte sich um: Da stand keiner; einer der ersten hatte ihn mitgenommen, und der Eigentümer hatte ihn schnell angezogen. —

Eines Tages findet er in der Prima, die er unterrichten will, keinen einzigen Schüler. Befremdet geht er zum Direktor. Dieser kennt ihn schon: „Aber Herr Kollege, Sie sind wohl in eine falsche Klasse gegangen“. Schade aber beteuert, daß er sich diesmal nicht geirrt habe. Der Direktor geht mit ihm, und — alle Primaner sitzen musterhaft auf ihren Plätzen; sie hatten sich vorher auf der Aula versteckt gehalten. Schade aber schüttelt verständnislos den Kopf: „Ich begreife nicht, ich begreife nicht...“.

Auch die Schüler, die er in sein Haus aufgenommen hatte — es waren meistens Söhne von adligen Gutsbesitzern aus der Umgegend — machten ihm oft den Kopf warm. Als er einmal aus einer Gesellschaft heimkehrte, konnte er nicht ins Haus, weil er, wie das häufig geschah, seinen Haus Schlüssel vergessen hatte. Da rief ihm so ein Schlingel, der ihn vom Fenster aus kommen sah, zu: „Der Herr Doktor ist nicht zu Hause!“ Und Schade zog tiefsinnig ab... so erzählt man. —

Als er seinen Schuldienst schon aufgegeben hatte, nahm er einmal einen Schulamtskandidaten als „möblierten Herrn“ auf. Es war Julius Bartsch, der im Herbst 1868 am Gymnasium sein Probefahr antrat. Natürlich machte er Schade pflichtschuldigst seinen Antrittsbesuch, und dieser erwiderte ihn nach einiger Zeit, indem er in das Zimmer des Kandidaten trat. Man tauschte die üblichen Redensarten; aber allmählich ebte das Gespräch ab; Schade wurde immer unruhiger und zerstreuter. Schließlich entrangen sich dem Gehege seiner Zähne die Worte: „Herr Kollege, ich habe heute gar keine Zeit.“ „Natürlich“, versetzte Bartsch höflich, „ich weiß ja, daß Sie auch jetzt noch, wo Sie von der

Schule abgegangen, sehr tätig sind.“ Mit Mühe schleppte sich das Gespräch noch ein wenig hin. Endlich konnte der Ältere seinen Jüngern nicht mehr bezähmen; ganz giftig und mit größtem Nachdruck wiederholte er: „Herr Kollege, ich sage es noch einmal: ich habe wirklich keine Zeit; ich muß noch viel arbeiten.“ Da geht Bartsch ein Licht auf: „Ja, Herr Doktor; warum gehen Sie dann nicht nach Hause?“ Da kommt Schade zur Besinnung und zieht eine Entschuldigung murmelnd ab.

Auch der Schuldiener — heute heißen sie Hausmeister — sollte einmal eine ergötzliche Probe seiner Zerstreutheit erleben. Er stand mit dem Hute in der Hand an der Türe des Studierzimmers. Schade will ihm einen Brief zur Besorgung übergeben; zugleich überkommt ihn das Bedürfnis auszuspucken, und er spuckt in den Hut, während er den Brief in den Spucknapf wirft. —

Als er älter geworden war, fielen die Schulbesichtigungen, die er vorzunehmen hatte, nicht immer gründlich aus. Eines Tages kommt er in eine Klasse der Volksschule. An der Tafel steht ein Junge, der eine größere Aufgabe auszurechnen hat:

76483

— 45927

Er rechnet: „3 von 7 ist 4“ und schreibt 4 darunter; „2 von 8...“ er stutzt und kann nicht weiter. Schade aber lachte gemüthlich: „Das Schwerere hat er gekonnt; beim Leichteren bleibt er stecken; ich empfehle mich.“ Er hatte seine Pflicht erledigt.

Trotzdem gab es einen Lehrer, der diese Besuche des Schulinspektors nicht schätzte, zumal sie vielleicht auch bei ihm gar zu häufig stattfänden. Es war der Stadtschullehrer Ferdinand Dämmel, der auch den Gesangsunterricht am Gymnasium erteilte. Einst kam Schade wieder zu ihm. „Was unterrichten Sie gerade?“ „Singen, Herr Doktor!“ „Gut, fahren Sie fort!“ „Kinder, steht auf! Wir singen: Allein Gott in der Höh' sei Ehr!“ Das Lied war vorher gründlich eingeübt worden. Die Schüler erhoben sich und begannen zunächst auffallend leise:

Allein Gott in der Höh' sei Ehr

Und Dank für seine Gnade...

Dann erhoben sie ihre Stimme:

Darum daß nun und nimmermehr...

Ihr Gesang schwoll immer mehr an:

Uns rühren kann kein Schade.

Das Schade wurde nur so herausgeschmettert. Der Schulinspektor Dr. Eduard Schade aber verschwand und kam nie wieder.

Auch Schades Angehörige mußten öfters unter dessen Zerstreutheit leiden. Sie standen in freundschaftlichen Beziehungen zu der Familie des Arztes Dr. Schmidt, der in der Steinstraße in dem Hause des Buchhändlers Dieze wohnte. An einem schönen Frühlingstage kam Frau Schade auf den Gedanken, mit Schmidts einen Ausflug nach Zietzen zu machen, wo man damals Gelegenheit hatte, sich in einem Garten durch Kaffee und Kuchen zu erfrischen. Sie schickte ihren Gatten mit den Kindern zu Dr. Schmidt; die Familie war entzückt von dem Plan, und man machte sich sofort auf den Weg. Erst an der Redoute merkte Schade auf eine Frage nach seiner Frau, daß er diese — einfach vergessen hatte.

Auch mit der Familie des Rassenrendanten Hochsprung waren Schades befreundet; diese wohnte an der Ecke der Stettiner und Breiten Straße — es ist heute die Wohnung des Herausgebers dieses Kalenders. An einem Abend im Spätherbst kam das Ehepaar Schade an dem Hause vorbei; alle Fenster waren erleuchtet. Der Gatte sagte: „Hammchen, ich will doch einmal hinaufgehen und sehen, was da los ist; ich bin gleich wieder da.“ Sprach's und ließ seine Frau stehen. Sie stand so lange, bis ihr die Füße froren, und ging dann ärgerlich nach Hause. Spät in der Nacht, als sie schon lange zu Bett lag, kam der zerstreute Gatte nach Hause, mit gutem Gewissen und in heiterster Laune. „Es war heute wunderschön bei Hochsprungs.“ Die Frau machte ein bitterböses Gesicht und brummte. „Aber liebese Hammchen, was ist dir denn?“ fragte Schade in seiner Unschuld. „Und mich läßt du derweile auf der Straße stehn!“ Der Gatte schraubte seine Gedanken mühsam einige Stunden zurück, faßte sich an den Kopf und sprach zerknirscht: „Das hatte ich ganz vergessen.“

Ein andermal machte Frau Hochsprung einen freundschaftlichen Besuch; als die Stunde des Abendessens herankam, wollte sie sich verabschieden; aber Schade lud sie zum Abendbrot ein. Sie weigerte sich, weil sie von ihrem Mann erwartet wurde. „Ach wissen Sie was?“ sprach Schade, „ich werde Ihrem Gemahl schreiben, daß er auch zu uns kommt“. Die Frau war zufrieden, und der Doktor schrieb den Brief. Doch wartete

man vergeblich auf den Herrnendanten und aß schließlich ohne ihn zu Abend. „Ich weiß nicht, was meinen Mann abgehalten hat“, sagte Frau Hochsprung und verabschiedete sich schließlich, weil sie um ihn besorgt war. Schade aber zog erst jetzt den Brief aus der Tasche, den er geschrieben hatte, und sagte harmlos: „Hätten Sie wohl die Freundlichkeit, Ihrem Gatten diesen Brief mitzunehmen?“ —

Als reinlicher Mitteleuropäer wechselte Schade jeden Sonnabend das Hemd; doch wärmte er während der kalten Jahreszeit das neue immer eine Zeitlang vorher an, um sich nicht zu erkälten. Eines Sonnabends sitzt er eifrig studierend in seinem Zimmer; da denkt er an sein Hemd. Er geht zur Kommode, nimmt eins heraus und legt es hinter den Ofen. Sodann arbeitet er weiter und vergißt, was er getan hat. Nach einiger Zeit holt er ein zweites Hemd aus der Schublade und legt es an denselben Ort, sodann ein drittes, ein viertes . . . Schließlich ist die Lade leer, aber Schade will immer noch mehr; er ruft: „Hammchen, Hammchen, ich will mir ein reines Hemd anziehen, und es ist kein einziges in der Kommode“. Hammchen kommt und sieht hinter den Ofen: Eins, zwei, drei, vier . . . ich weiß nicht wie viel Hemden Schade hatte, aber Hammchen war eine sehr sorgsame Hausfrau.

Gelegentlich hatte sie, wie das in jeder ordentlichen Ehe vorkommt, auch einmal eine Meinungsverschiedenheit mit ihrem Mann, wenn ihr seine Ansichten gar zu wunderbar schienen. Eines Tages sprach er mit schalkhafter Miene zu ihr, während gerade Freund Schmidt zugegen war: „Ich kam soeben am Schweinekoben vorbei und hörte die Schweine grunzen:

Wach auf, mein Herz, und singe
Dem Schöpfer aller Dinge,
Dem Geber aller Güter,
Dem frommen Menschenhüter.“

Die Frau war entsetzt über die vermeintliche Gotteslästerung, aber Schmidt sprang seinem Freunde bei: „Wenn zur Frühlingszeit die Vögel in den Zweigen so herrlich singen, so dürfen wir ihrem Gesang ohne Bedenken diesen Inhalt unterlegen; daran würde kein Mensch Anstoß nehmen. Die Schweine, die auch von Gott geschaffen und vielleicht noch nützlicher sind als die Vögel, können nicht singen, sondern nur grunzen; jedes Geschöpf preist den Schöpfer aller Dinge mit der Stimme, die ihm verliehen ist.“

Hammchen schwieg, aber überzeugt war sie nicht. Die Männer halten doch immer zusammen.

Bisweilen machte Schade auch einmal einen Kalauer. „Hammchen, du weißt doch, daß die weiblichen Namen meist von männlichen abgeleitet werden, Paula von Paul, Franziska von Franz, Wilhelmine von Wilhelm; woher kommt denn Katharina?“ Die Frau mußte sich keinen Rat. Aber der Gatte schmunzelte: „Doch natürlich von Katarrh!“ O, o!

Seine eheliche Liebe zeigte er dadurch, daß er darauf bedacht war, ihr jedes Jahr etwas Schönes zum Geburtstag zu schenken. Einmal kam er kurz vor einem solchen Tage freudestrahlend nach Hause; er hatte für sie ein neues Kleid ausgefucht. Indem er vergnügt die Hände rieb, sprach er: „Was denkst du, Hammchen, wo ich gewesen bin?“ „Beim Kaufmann Schulz in der Peenstraße,“ erwiderte sie schelmisch lachend, „und hast mir ein Kleid gekauft.“ „Aber, Hammchen, woher weißt du?“ „Eduard, du hast ja noch die Elle in der Hand.“ Dafür hatte er den Spazierstock stehen lassen.

Ueberhaupt gehörte der Kampf mit dem Unbeseelten gewissermaßen zu seinem täglichen Brote. Hierfür noch einige Beispiele:

Bei einer Gesellschaft gab es u. a. Bratkartoffeln. Zerstreut legte er eins der braun und knusprig gebackenen Dinger neben den Teller, und beim Nachtsich konnte man sehen, wie er sich abmühte, sie als vermeintliche Ruß mit dem Rußknacker zu öffnen.

War es nach dieser Gesellschaft oder nach einer anderen, wo er sich wieder einmal einen verkehrten Ueberzieher angeeignet hatte? Natürlich stak darin auch ein falscher Hauschlüssel. Mit diesem versuchte er vergebens, seine Haustüre zu öffnen. Durch das Geräusch geweckt, erschien das Dienstmädchen am Fenster. Schade aber rief in seiner Gedankenverwirrung hinauf: „Ist die Herrschaft zu Hause?“

Auch die Zigarren waren nie da, wo sie sein sollten. Es kam nicht selten vor, daß er einen Besucher liebenswürdig aufforderte, sich eine Zigarre aus einer Kiste zu nehmen. Nur schwer konnte man ihn überzeugen, daß dies nicht ging, weil keine einzige darin war. — Und bei Hochsprungs mühte er einmal in dem Schlüsselkorb der Frau herum, bis diese ihn verwundert fragte: „Was machen Sie denn in meinem Schlüsselkorb?“ Und Schade sprach: „Ich dachte, Sie wollten mir eine Zigarre anbieten.“

Heimtückisch muß auch seine Gartenspritze gewesen sein, die er sich angeschafft hatte. Zu Freund Schmidt sagte er, als dieser ihn einst in seinem Garten besuchte: „Lieber Schmidt, ich habe mir eine Gartenspritze angeschafft; es ist nur schade, sie spritzt nicht, und wenn sie spritzt, so spritzt sie mir ins Gesicht“.

Schade war überhaupt ein großer Gartenliebhaber. Er hatte zwei Gärten: der eine lag an der Schulstraße, dort wo sich jetzt das Gebäude der Mädchenschule befindet, der andere am Diebsteig. Viele Stunden sah man ihn dort beschäftigt; den größten Wert legte er darauf, daß die Beete von Unkraut gesäubert wurden; seine Kinder mußten sich unter vielem Seufzen dieser unangenehmen Aufgabe unterziehen. Vor allem liebte er die Blumen; Fuchsien und Stiefmütterchen waren seine besonderen Lieblinge. In dem Garten am Diebsteig besaß er ein Gartenhaus, über dessen Eingang er, seiner weltbürgerlichen Gesinnung entsprechend, die Inschrift gesetzt hatte: Ubi bene, ibi patria, d. h.: Wo es mir gut geht, da ist mein Vaterland.

Mitunter konnte Schade auch in seiner Zerstretheit recht rücksichtslos wirken, ohne sich dessen bewußt zu sein. In tiefen Gedanken kam er an einem schönen Frühlingstage nach Bluthslust und nahm an einem Tische im Freien Platz. Dienstoffbessenen erschien der Wirt und brachte ihm auf sein Verlangen ein Glas Bier. Schade trank und sagte: „Das Bier ist wohl nicht ganz frisch; geben Sie mir lieber ein Glas Wein!“ Bald stand das Gewünschte vor ihm. „Der Wein schmeckt mir auch nicht; er ist zu kalt. Bringen Sie mir ein Glas Crog!“ Auch diesem Wunsch

kam der gefällige Wirt nach. Schade nippte von dem eiligst zubereiteten Getränk und verzog sein Gesicht: „Biel zu heiß! Ich habe überhaupt keine Lust, etwas zu trinken. Ich empfehle mich.“ Stand auf und ging von dannen.

Auch sein Freund Dr. Schmidt soll einmal sehr böse auf ihn gewesen sein. Es war kalter Winter. Die beiden hatten mit anderen Freunden den ganzen Abend in der Sonne am Bollwerk zusammengesessen und waren um 11 Uhr nach Hause gegangen. Gegen $\frac{1}{2}$ 12 Uhr aber wird Schmidt von irgend jemand aus dem warmen Bett getrommelt. Fröstelnd erscheint er am Fenster. „Wer ist da?“ „Lieber Schmidt, ich bin's, dein Freund Schade; ich wollte dich fragen, ob du mir ein Mittel gegen Frost in den Füßen sagen kannst. Meine Tochter Emma leidet so sehr daran.“ Wütend schlägt Schmidt das Fenster zu.

Ich glaube, der Leser hat genug. Vielleicht wäre es nicht schwer, noch mehr solcher Sagen aus der Ueberlieferung zu sammeln. Wenn wir alles in allem nehmen, so muß man sagen, wie schnurrig die meisten auch sind, so tasten sie doch den ehrenfesten Charakter des Mannes in keiner Weise an. Er war im Gegenteil ein Biedermann durch und durch. Wenn er seinen damaligen Mitbürgern häufig Ursache zum Lachen gegeben hat, so muß man ihm auch dies zum Lohn anrechnen. Ist es doch besser, daß jemand seine Zeitgenossen zum Lachen als zum Weinen bringt. Und wenn dieser Ausruf es erreicht hat, auch die heutigen Anklamer trotz der so bitteren Zeiten zum Lachen zu veranlassen, so ist auch das ein Verdienst des alten Schade.